
Europäische Nationalgeschichten im Wandel

von Siegfried Weichlein

Writing the Nation. National Historiographies and the Making of Nation States in 19th and 20th Century Europe:

Vol. 1: *Ilaria Porciani/Lutz Raphael* (Eds.), *Atlas of European Historiography. The Making of a Profession 1800–2005*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2010. XIX, 187 S., £ 179,-.

Vol. 2: *Ilaria Porciani/Jo Tollebeek* (Eds.), *Setting the Standards. Institutions, Networks and Communities of National Historiography*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2012. XV, 436 S., £ 72,-.

Vol. 3: *Stefan Berger/Chris Lorenz* (Eds.), *The Contested Nation. Ethnicity, Class, Religion and Gender in National Histories*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2011. XXII, 634 S., £ 22,99.

Vol. 4: *Stefan Berger/Chris Lorenz* (Eds.), *Nationalizing the Past. Historians as Nation Builders in Modern Europe*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2010. XVI, 529 S., £ 79,-.

Vol. 5: *Matthias Middell/Lluís Roura* (Eds.), *Transnational Challenges to National History Writing*. Palgrave Macmillan, Basingstoke. 2013, XIII, 533 S., £ 75,-.

Vol. 6: *Tibor Frank/Frank Hadler* (Eds.), *Disputed Territories and Shared Pasts. Overlapping National Histories in Modern Europe*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2011. XIV, 430 S., £ 83,-.

Vol. 7: *R. J. W. Evans/Guy P. Marchal* (Eds.), *The Uses of the Middle Ages in Modern European States. History, Nationhood and the Search for Origins*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2011. VIII, 296 S., £ 65,-.

Vol. 8: *Stefan Berger* (Ed.), *Writing the Nation. A Global Perspective*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2007. XII, 243 S., £ 58,-.

Vol. 9: *Stefan Berger/Christoph Conrad*, *The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe*. Palgrave Macmillan, Basingstoke 2015. XIII, 570 S., £ 80,-.

Der jüngst verstorbene Nationalismushistoriker Hans Mommsen eröffnete am 9. Oktober 1999 einen seiner pointierten Kommentare auf der jährlichen Konferenz der German Studies Association in Atlanta mit der Bemerkung: „The historian tends to be more national than his object.“ Damit umschrieb er eine der Ursachen dafür, dass Geschichte in aller Regel Nationalgeschichte war und Historiker Nationalgeschichten schrieben. Historiker standen im Zentrum des Unternehmens, den Ursprung der eigenen Nation in der Vergangenheit zu finden. Ursprungsgeschichten galten theologisch aufgeladen als Wesensgeschichten: der nationale Historiker argumentierte „in principio“, nicht „in initio“. Dieser johanneische Gestus deutscher Historiker reicht bis in die Gegenwart: Auf „Am Anfang war Napoleon“ und „Im Anfang war Bismarck“ (Thomas Nipperdey) antwortete Hans Ulrich Wehler mit „Im Anfang steht keine Revolution“. „Der lange Weg nach Westen“ von Heinrich August Winkler beginnt mit „Im Anfang steht das Reich“. Was als Dekonstruktion von Nationalgeschichte daherkam, entsprach schon formal seinen Mustern.

Sicher nicht zufällig fiel das von der „European Science Foundation“ finanzierte internationale Forschungsprojekt „Representations of the Past: The Writing of National Histories in Nineteenth and Twentieth-Century Europe“, das von 2003 bis 2008 dauerte, in die Zeit des Beitritts von acht mittelost- und osteuropäischen und zwei südeuropäischen Staaten in die Europäische Union. Alle Staaten hatten eine mehr und manchmal auch weniger ausgeprägte Geschichte von Nationalstaatlichkeit. Aber alle kannten eine lange Tradition von Nationalgeschichte, die sich spätestens seit dem 1. Mai 2004 in die europäische Geschichte zu einer höheren Einheit einfügen sollte.

Das weit ausgreifende Forschungsprogramm war auf vier Ebenen organisiert. Es fragte nach den Institutionen und Netzwerken von Nationalgeschichte, ihren narrativen Strategien, ihrer Beziehung zu Regionalgeschichte, europäischer Geschichte und Weltgeschichte sowie nach überlappenden Nationalgeschichten. Die Analyse der Nationalgeschichten drehte sich um die „usable pasts“, gebrauchsfertige Vergan-

genheiten gewissermaßen, und fragte nach den Formen und Mechanismen nationaler Erinnerung. Im Mittelpunkt standen die Fragen nach der Historisierung von Weltbildern, der nationalen Aneignung der Vergangenheit und schließlich nach der Distribution und sozialen Reichweite der historischen Erinnerung.

Die Gesamtprojektleitung lag bei Stefan Berger, Christoph Conrad und Guy Marchal. Das Gesamtprojekt teilte sich in vier Projektbereiche: Professionalisierung und Institutionalisierung (Leitung: Ilaria Porciani, Lutz Raphael und Jo Tollebeek); Nationale Narrative und ihre nicht-räumlichen Alternativen (Leitung: Stefan Berger und Chris Lorenz); Nationale Narrative und ihre räumlichen Alternativen (Leitung: Matthias Middell und Lluís Roura y Aulinas) und Nationale Narrative und Grenzen (Leitung: Tibor Frank und Frank Hadler). Alle zusammen bildeten das Leitungsteam.

Es war vorbereitet durch eine Reihe von gemeinsamen Publikationen und Konferenzen.¹ Neben den vier Arbeitsebenen gab es eine Reihe von Konferenzen des Gesamtprojekts, die den veröffentlichten Bänden zugrunde liegen. Das Großprojekt richtete sich auf die unterschiedlichen Institutionalisierungen, die Erzählweisen und Beziehungen zu anderen Wir-Geschichten. Da Historiker in vielen Fällen die Autoren der Nationalgeschichten waren, zielte das Projekt auf nichts weniger als darauf, dass Historiker vergangenen Historikern beim Schreiben von Nationalgeschichte über die Schulter schauen. Doch gab es Ausnahmen, vor allem in Großbritannien, wo mit Thomas Babington Macaulay ein Politiker eine fünfbändige „History of England“ (1848–1861) vorlegte.² Man musste noch nicht einmal Engländer sein, um eine weithin gelesene englische Literaturgeschichte zu schreiben. Hippolyte Taine, Émile Legouis und Louis Cazamian sind dafür Beispiele.³ Leopold Ranke schrieb eine zweibändige englische Geschichte der Restauration und Revolution des 17. Jahrhunderts.⁴

Die Ergebnisse dieses Projektes liegen jetzt in der neunbändigen Reihe „Writing the Nation. National Historiographies and the Making of Nation States in 19th and

¹ Stefan Berger/Mark Donovan/Kevin Passmore (Eds.), *Writing National Histories. Western Europe since 1800*. London 1999. Das Gesamtprojekt ist beschrieben in: Stefan Berger, *National Historiographies in Transnational Perspective. Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, in: *StorStor* 50, 2006, 3–26.

² Thomas Babington Macaulay, *The History of England, from the Accession of James II*. 5 Vols. London 1848–1861.

³ Hippolyte Taine, *Histoire de la littérature anglaise*. Paris 1863; Émile Legouis/Louis François Cazamian, *Histoire de la littérature anglaise*. Paris 1924.

⁴ Leopold von Ranke, *Geschichte der Restauration und der Revolution in England*. 2 Bde. Berlin 1865.

20th Century Europe“ gesammelt vor, die von Stefan Berger, Christoph Conrad und Guy P. Marchal herausgegeben und in Teilbeiträgen auch geschrieben wurde.⁵ Hinzu kommt noch ein Band, der die Nationalgeschichten in globaler Perspektive nachzeichnet. Gegenstand dieser Reihe sind die Nationalgeschichten und nicht die Nationalstaaten im Sinne der langen Tradition der Nationalismusforschung. Der Untersuchungszeitraum dieses Großprojektes ist das 19. und 20. Jahrhundert, auch die Zeit nach 1990. Die Nationalgeschichte und die nationale Geschichtsschreibung sind Kreuzungspunkte verschiedener Forschungsrichtungen. Nationalgeschichte ist Intellektuellengeschichte und auch *intellectual history*, sie ist Professionsgeschichte der Historiker, damit aber zu einem Teil Geschichte des Bildungsbürgertums, sie ist Politikgeschichte auf dem Weg zum Nationalstaat und in ihm, und sie nimmt Erfahrungen mit dem Nationalstaat auf. Sie ist Geschichte sozialer Repräsentationen verschiedener Gruppen und Geschichte der Eliten. Nationalgeschichte ist zudem immer auch Popularisierung von Geschichte. Nationalgeschichte ist letztlich „Gebrauchsgeschichte“ (Guy Marchal) einer Identitätsformel in den unterschiedlichsten Kontexten.⁶ Das Forschungsprojekt und die vorliegenden Bände möchten diese Gebrauchsgeschichten miteinander vergleichen. Aus jeder dieser Forschungstraditionen ließen sich Einwände formulieren, die auf die Breite des jeweiligen Zugangs zielen. Diese Einwände werden dem Projekt jedoch nicht gerecht, will es doch mit einem Methodenpluralismus einen Gegenstand als solchen konturieren: die überall zu beobachtende Kraft der Nationalgeschichte, ihre treibenden Kräfte, Vorbilder, Rollenmuster und Argumentationsstrategien.

Gerade in der Forschung zu Nationalgeschichten liegen die Vorteile des Vergleichs auf der Hand. Sie wirken dem Zirkel entgegen, der national geprägte Historiker dazu führt, ihre Nationalgeschichten eher zu verlängern als zu analysieren. Dieser methodische Nationalismus aber ist die subtilste Gefährdung der historischen Forschung. Mit einem theoretisch trittfesten Raster von Fragen treten die Herausgeber gegen diese Gefahr an. Sie fragen nach der Profession der Nationsexperten, der Historiker, und ihren Selbst- und Fremdnormierungen, nach ihrem legitimierenden und delegitimierenden Umgang mit der Vergangenheit, nach der

5 Hinzu käme als zehnter Band noch: *Stefan Berger/Linas Eriksonas/Andrew Mycock* (Eds.), *Narrating the Nation. Representations in History, Media and the Arts*. New York 2011.

6 *Guy P. Marchal*, *Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität*. Basel 2006.

Verflechtung der nationalen mit der regionalen und europäischen Erzählung sowie nach ihrem Verhältnis zur Globalgeschichte. Nirgends ist bisher ein solcher Überblick über Nationalgeschichten in West- und Ost-, in Nord- und Südeuropa unternommen worden. Die bisherige Forschung konzentrierte sich auf nationale Historiographien und öffnete sich für den Vergleich, nie aber für die herkulische Aufgabe, alle Nationalgeschichten im modernen Europa vergleichend zu analysieren. Die Nationalismusforschung trug bisher schon eine riesige Fülle an Befunden zusammen.⁷ Nicht jeder Historiker erfand das Rad der Nationalgeschichte neu. Woher stammen die Modelle und Argumentationsmuster? Was machen diese Bände darüber hinaus sichtbar, was bleibt – wie immer – notgedrungen unsichtbar, was bleibt in den vier Blöcken des Projektes, aus dem diese Bände entstanden, bereits methodisch unsichtbar? Was an Bekanntem wird in neuer Theoriesprache lediglich reformuliert, was macht die Theoriesprache der „master narratives“, die hier im Anschluss an die französische Theoriegeschichte der späten 1970er Jahre (François Furet, Jean-François Lyotard) gewählt wird⁸, sichtbar?

Es ist unmöglich, auf die hier in neun Bänden auf insgesamt 3858 Seiten verteilten Einzelbefunde zu Skandinavien oder Slowenien, Australien und Israel, zu den Wissenschaftlichen Akademien und den Universitäten, dem spanischen oder dem polnischen Mittelalter und zu vielem mehr einzugehen.⁹ Statt dessen sollen vier exemplarische Beobachtungen einen roten Faden durch die differenzierte Welt der ausgebreiteten europäischen Nationalgeschichten aufzeigen.

7 Dieter Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: NPL 40, 1995, 190–236; Siegfried Weichlein, Nationalismus und Nationalstaat in Deutschland und Europa. Ein Forschungsüberblick, in: NPL 51, 2006, 265–351.

8 Thijs Krijin, The Metaphor of the Master. „Narrative Hierarchy“ in National Historical Cultures of Europe, in: Berger/Lorenz (Eds.), The Contested Nation, 60–74.

9 Vgl. u.a. die Rezensionen von Suzanne Marchand, Setting the Standards: Institutions, Networks, and Communities of National Historiography, in: JModH 86, 2014, 635–638; Maarja Merivoo-Parro/Ilaria Porciani/Jo Tollebeek (Eds.), Setting the Standards. Institutions, Networks and Communities of National Historiography, in: Nations and Nationalism 20, 2014, 822 f.; Kevin Cramer, The Uses of the Middle Ages in Modern European States: History, Nationhood and the Search for Origins, ed. R. J. W. Evans and Guy P. Marchal, in: EHR 128, 2013, 449–451; Patrick J. Geary/Sabine Rutar, R. J. W. Evans and Guy P. Marchal, eds., The Uses of the Middle Ages in Modern European States: History, Nationhood and the Search for Origins, in: EHQ 45, 2015, 378–380; Ferenc Laczó, Tibor Frank and Frank Hadler, eds. Disputed Territories and Shared Pasts. Overlapping National Histories in Modern Europe, in: East Central Europe 39, 2012, 357–359; Maghan Keita, Writing the Nation: A Global Perspective, in: EHR 124, 2009, 475–477.

I. Die wissenschaftlich gesicherte Nation

Das Gesamtprojekt geht davon aus, dass die Nationalgeschichten einen Wandel von der „memory nation“ zur „scientific nation“ vollzogen. Was ursprünglich im Modus der Erinnerung als Nation vorgestellt und imaginiert worden war, wurde im Laufe der Zeit zum Gegenstand der Wissenschaft und damit als objektives Wissen vorgestellt. Historiker stellten die Nation auf objektive Grundlagen. Die Sagbarkeitsregeln der Nation bezogen sich nicht mehr auf individuelle fehlbare Erinnerungen, sondern auf objektive Quellen, zumeist Schriftquellen. Stefan Berger und seine Mitautoren grenzen sich damit von Pierre Nora ab, der im Anschluss an Maurice Halbwachs die Erinnerung für die zentrale Größe bei der Produktion von Nationen hielt. Die Projektleiter und Herausgeber sehen die Beglaubigungsformel der Nation nicht in Erinnerung und Gedächtnis, sondern in Wissenschaft. Nationalgeschichte sollte im Sinne der hier untersuchten Autoren Wissenschaft sein, genauer Geschichtswissenschaft, genauso wie umgekehrt alle Geschichte Nationalgeschichte zu sein hatte.

In „Setting the Standards. Institutions, Networks and Communities of National Historiography“ zeichnen die Herausgeber Ilaria Porciani und Jo Tollebeek die verschiedenen nationalen Institutionen wissenschaftlicher Objektivität der Nation nach. Solche Orte der Objektivierung der Nation waren Archive, Quelleneditionen und historische Zeitschriften, die mit Akribie aufgezählt werden. Normiert und mit dem Prüfsiegel der Wissenschaft versehen wurde die Nation vor allem in den Universitäten, die zum Hort des Nationalismus aufstiegen. Für die historische Wissenschaft basierte die Objektivität auf Quellenkritik. Ihr Programm der Nation durch Wissenschaft bindet den Beginn des Nationalismus an den Aufstieg der modernen Universitäten. Stefan Berger und seine Mitautoren sehen die Anfänge des Nationalismus zwar im Humanismus des 16. Jahrhunderts.¹⁰ Mit der Kopplung an die Wissenschaft verorten sie die Ursprünge des Nationalismus jedoch mehr in der Sattelzeit um und nach 1800. Historiker wie Johann Gustav Droysen, Heinrich Sybel und Heinrich Treitschke machten die Nation zu einem Bestandteil objektiven Wissens. Sie gingen stolz und mit dem Anspruch auf Objektivität in die Archive, um dort Be-

10 So u.a. bereits: *Herfried Münkler/Hans Grünberger/Kathrin Mayer*, *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland*. Berlin 1998.

lege für Antworten zu finden, die sie längst hatten. Mythen wie „Preußens Beruf“ und „Deutschlands Sendung“ entstanden so.¹¹

Wie weit reichte diese Objektivierungsstrategie über das deutschsprachige Bildungsbürgertum hinaus? Einige Beiträge versuchen hier Antworten zu geben und verlassen den Raum der klassischen westeuropäischen Nationalhistoriographien Deutschlands, Frankreichs und Englands, teilweise sogar den Fokus auf die bürgerlichen Historiker als Nationsexperten. In der Schweiz waren katholische Kleriker einflussreich bei der Etablierung wissenschaftlicher Institutionen wie der 1907 gegründeten Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte. In Frankreich gründete ein junger Kleriker 1866 die *Revue des questions historiques*. Erst die Kulturkämpfe des späten 19. Jahrhundert drängten den Klerus aus der Nationalgeschichte. Das bedeutete freilich nicht, dass katholische Kleriker ihren Anspruch aufgaben, wissenschaftlich zu sein und die Nation zu deuten; ganz im Gegenteil, wie Franziska Metzger hier und in ihrer Dissertation zeigen konnte.¹² Die polnische wie auch die irische Nationalgeschichte waren ebenfalls je länger desto mehr entlang religiöser „codes of difference“ organisiert, was hier kaum behandelt wird.

Gabriele B. Clemens arbeitet die lange unterschätzte Rolle des Adels in der Nationalgeschichte als Autoren, Archivleiter und Patrone heraus. Die Verwissenschaftlichung der Nationen musste sich nicht unbedingt mit dem Bildungsbürgertum verbinden. Dort aber führte er zum Kult des großen Nationalhistorikers. Mit Nationalgeschichte verband sich jede Menge immaterielles Kapital, wie nicht nur die immer wieder zitierten Johann Gustav Droysen, Heinrich Sybel, Heinrich Treitschke, Henri Pirenne oder Jules Michelet, sondern auch der belgische Historiker Paul Fredericq, der polnische Exilant Joachim Lelewel, der Tscheche František Palacký oder die Schottin Agnes Mure Mackenzie bewiesen.

Aber nicht nur die Nähe zu den Quellen machte Nationalgeschichte wissenschaftlich. Wie Stefan Berger eher beiläufig bemerkt, ohne dass die Autoren diesen Faden aufnehmen, gingen viele Nationalgeschichten in einem Dreischritt nach dem Muster Hegels vor. Der deutsche Idealismus gab den Takt für die Komposition der

¹¹ So bereits: *Wolfgang Hardtwig*, Von Preußens Aufgabe in Deutschland zu Deutschlands Aufgabe in der Welt. Liberalismus und borussianisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus, in: ders., *Geschichtskultur und Wissenschaft*. München 1990, 103–160.

¹² *Franziska Metzger*, Religion, Geschichte, Nation. Katholische Geschichtsschreibung in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert – kommunikationstheoretische Perspektiven. Stuttgart 2010.

Nationalgeschichte vor: zuerst Reinheit, Einheit und Erlösung, dann Unreinheit, Zwietracht und Korruption und schließlich wieder Reinheit, Einheit und diesmal eine Erlösung, die als solche auch bewusst wahrgenommen wurde. Die Weiterentwicklung geschah im Bewusstsein: vom Unbewussten zum Bewussten. Deutsche sollte es immer schon gegeben haben, aber mit der Reichsgründung wussten sie es.¹³ Tatsächlich beruhten Nationalgeschichten weit über die deutsche hinaus auf diesem Wiedererweckungsmotiv: Risorgimento, Wiedergeburt und Palingenesis lauten die Schlagworte.¹⁴

„Setting the Standards“ gibt einen fast enzyklopädischen Überblick über die Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, vom Aufbau von Nationalarchiven und Quelleneditionen über historische Zeitschriften bis hin zu Historikern im Exil. Das rückt den Band in die Nähe einer Disziplingeschichte. Tatsächlich reichte aber das Paradigma der Nationalgeschichte weit über die Geschichtswissenschaft hinaus. Friedrich Wilhelm Graf hat in seinen Publikationen die Rolle der Theologen bei der Nationskonstruktion herausgearbeitet.¹⁵ Zahlreiche andere Wissenschaften wie die Statistik, die Kartographie, die Geographie und die Philologien sahen sich ebenfalls im Zentrum der nationalen Erzählung.¹⁶ Nationalismus war in weiten Teilen Sprachnationalismus, was in diesen Bänden durch den Fokus auf Geschichte methodisch ausgeblendet wird. Der „code of difference“, nach dem die Bände fragen, war in der Regel sprachlich organisiert.

Was für Historiker die Evidenz der Quellen aus der Vergangenheit war, war für Kartographen die Evidenz der Karten oder „wie ein Blick auf die Karte lehrt“. Auch

13 *Stefan Berger*, Conclusion: Picking up the Threads, in: ders./Lorenz (Eds.), *The Contested Nation*, 531–552, 537.

14 *Siegfried Weichlein*, Ursprungsmythen in unvordenkbarer Vergangenheit. Die soziale Konstruktion von Zeit in der nationalen Mythologie, in: *Dimiter Daphinoff/Barbara Hallensleben* (Hrsg.), *Unsterblichkeit. Vom Mut zum Ende*. Heidelberg 2012, 19–33.

15 *Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche* (Hrsg.), *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*. Frankfurt am Main 2001; *Oliver Zimmer*, Nation und Religion. Von der Imagination des Nationalen zur Verarbeitung von Nationalisierungsprozessen, in: *HZ* 283, 2006, 617–656; *Friedrich W. Graf*, Die Nation – von Gott „erfunden“? Kritische Randnotizen zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung, in: *Gerd Krumeich/Hartmut Lehmann* (Hrsg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, 285–317.

16 Siehe die Beiträge in: *Ralph Jessen/Jakob Vogel* (Hrsg.), *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte*. Frankfurt am Main 2002.

die Karte war nie neutral und desinteressiert an ihrem Gegenstand.¹⁷ Dahinter stand nicht nur der Nationalismus bürgerlicher Wissenschaftler, sondern das gleiche Objektivierungsstreben der Nation. Objektivität konnte nicht nur bedeuten, durch Quellenkritik die Ursprünglichkeit der Erkenntnis und die Gleichzeitigkeit mit dem Gegenstand herzustellen. Sie konnte auch einem positivistischen Wissenschaftsideal folgen. Viele Naturwissenschaftler sahen sich im Dienst für die Nation. Als Max Planck und Fritz Haber 1918 Nobelpreise für Physik erhielten, galt dies als „friedlicher Sieg“ und sollte die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft beweisen. Die methodische Grundentscheidung für die Historiker als Autoren der Nationalgeschichte verlegt dem Projekt freilich den Zugang zu diesen nationalen Erzählungen.

Noch in einem weiteren Sinn nimmt die Konzentration auf Historiker Wunder. Die Historisierung durchzog alle Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert. Literatur und Philologie wandten sich ihrer Vergangenheit zu. Zumal die Sprachwissenschaft war bestrebt, ihren Beitrag zur Nationalgeschichte zu leisten. Der Sprachnationalismus motivierte Richard Böckh und Moritz Lazarus zu ihrer Völkerpsychologie, nicht das Studium mittelalterlicher Quellen. Wie sehr der Nationalismus über die Wissenschaft hinausging und andere Beglaubigungsformeln suchte, bewies der englische Theologe Lawrence Pearsall Jacks in seinem Kriegsaufruf von 1915: „The age of German footnotes is on the wane. And besides all this there is a deeper feeling, having its root in certain human instincts of which even theology occasionally feels the force.“ Fußnoten aber waren der Inbegriff deutscher Wissenschaft.¹⁸

II. Nationalgeschichte als Gebrauchsgeschichte

Auf den Luzerner Historiker Guy P. Marchal, Herausgeber und Autor in diesem Projekt, geht die Formulierung von Nationalgeschichte als „Gebrauchsgeschichte“ zurück. Während Eric Hobsbawms Begrifflichkeit der „invention of tradition“ durch die Doppelbedeutung von „invent“ als „erfinden“ und „entdecken“ noch die Balance zwischen nationalem Realismus und Konstruktivismus (mit anschließen-

17 *Jeremy Black*, *Maps and Politics*. London 1997; *John Brian Harley*, *Deconstructing the Map*, in: *Cartographica. The International Journal for Geographic Information and Geovisualization* 26, 1989, 1–20.

18 *Lawrence Pearsall Jacks*, *A Theological Holiday – And After*, in: *The Hibbert Journal* 14, 1915, 1–8, hier 6.

der Manipulationstheorie) gehalten hatte, entschied sich Marchal für die instrumentelle Version von Nationalgeschichte. Geschichte sieht er als einen Gebrauchsgegenstand, „der schon bei seiner Entstehung im Hinblick auf eine Zielsetzung und Verwendung geformt wird, späterhin immer wieder und auch für andere Zwecke zur Verfügung steht und nur deshalb nicht weggeworfen wird, weil er fortwährend und vielfältig – und sei dies schließlich auch nur mehr als Dekoration – benutzt werden kann. Gebrauchsgeschichte ist jene Geschichte, die immer wieder zum Einsatz kommt, um eigene Positionen historisch zu legitimieren.“¹⁹ Ein besonders prominenter Kandidat dafür ist die Nationalgeschichte. Bereits die Zeitgenossen sahen dies so. Max Lehmann erklärte 1894 die geschichtliche Legitimation der preußischen Deutschlandpolitik zur preußischen Legende, die nach der Reichsgründung nicht mehr nötig sei. Ernest Renan wies in seiner Vorlesung an der Sorbonne über „Qu'est-ce qu'une nation?“ auf die Bedeutung historischer Irrtümer für die Entstehung von Nationalstaaten hin. Der Fortschritt der Geschichtswissenschaft würde hier nur stören. In Italien erklärte Benedetto Croce während des Ersten Weltkriegs die Geschichte der Schlachten und Heldentaten zur Epik, weil sie das Gefühl anspreche und die Gemüter bewege, patriotischen Opfergeist erwecke und dadurch eine politische Funktion erfülle.²⁰

Auf diesen epistemischen Standpunkt stellen sich auch die vorliegenden Bände „Nationalizing the Past. Historians as Nation Builders in Modern Europe“, „The Uses of the Middle Ages in Modern European States. History, Nationhood and the Search for Origins“ und der zusammenfassende letzte Band „The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe“ der beiden Herausgeber Stefan Berger und Christoph Conrad (Genf), die in unendlich vielen Beispielen den Gebrauch des Mittelalters und der Antike in den europäischen Nationalgeschichten nachweisen. Die Autoren finden eine mehr oder weniger ausgeprägte romantische Mittelalterbegeisterung, einen „romantic medievalism“, in dem Nationen als Kollektive behandelt werden. Robert Evans weist auf fünf Gemeinsamkeiten hin, sobald Nationalgeschichten vom Mittelalter sprachen. Der Bezug auf das Mittelalter diene zum Nachweis der Kontinuität des eigenen Staates, zumal wenn er sich mit großen Dynastien, weit ausgreifenden Territorien und heroischen Schlachten verband. Zweitens bedeutete das Mittelalter nicht nur Herrschaft und Territorium. Das

19 Marchal, Schweizer Gebrauchsgeschichte (wie Anm. 6), 14.

20 Ebd. 15.

Mittelalter stand in den Nationalgeschichten für höhere kulturelle Werte in Verbindung mit dem Christentum und der katholischen Kirche. Die Geschichte der Kirchen, Klöster, Gelehrten und Heiligen im Mittelalter wurde jedoch nicht universal, sondern zumal in protestantischen Ländern national erzählt, um die konfessionelle Diskontinuität abzubilden. Drittens kam für Deutschland, Serbien, Polen oder auch das päpstliche Italien nach dem Mittelalter eine Zeit des Zerfalls und der Dekadenz. Erst das 19. Jahrhundert würde an die große Zeit des Mittelalters wieder anknüpfen. Viertens bestand ein großer Unterschied zwischen der akademischen Stilisierung des Mittelalters und seiner Popularisierung in der Öffentlichkeit. Die Künste, Schulbücher und die Massenmedien folgten dabei nicht immer den Akademikern. Denkmäler und öffentliche Erinnerung etablierten das Mittelalter fest in der populären Kultur. Neben der Nationalgeschichte gab es eine populäre Erinnerungskultur an die Wettiner, Wittelsbacher und auch die erst im 15. Jahrhundert auf ihren Thron gelangten Hohenzollern. 1880 feierte das Haus Wittelsbach 700 Jahre, 1889 mit noch viel größerem Pomp die Wettiner ihr 800-jähriges Jubiläum. Ohne viel Federlesens verbanden die historischen Umzüge Vergangenheit und Gegenwart. Beim Festumzug trugen Bahnbeamte Renaissancekleidung. Um die Gegenwart zu historisieren, brauchte es nicht die Wissenschaft. Das sächsische Mittelalter war damit die Wiege bürgerlichen Selbstbewusstseins und wirtschaftlichen Erfolges.²¹ Fünftens schließlich war das Mittelalter immer umstritten. Wenn französische Autoren Jeanne d'Arc als Retterin der französischen Nation feierten, dann widersprachen sie der Version einer christlichen Heiligen und eines katholischen Königtums, wie sie die katholische Kirche vertrat (Monika Baár).²²

Nicht sichtbar wird dabei, dass sich der Mittelalterbezug gegen die Antike richtete. Der mittelalterliche Germanismus löste den antiken Romanismus ab, was nicht nur für die deutsche, sondern auch für die britische Historiographie galt.²³ Die Antike blieb nationalgeschichtlich lange als Referenzikonographie und republikanische Referenzsemantik zentral. Sowohl die nordamerikanische Revolution als auch

21 Siegfried Weichlein, *Nation und Region. Integrationsprozesse im Bismarckreich*. Düsseldorf 2004, 365.

22 So bereits: Gerd Krumeich, *Jeanne d'Arc-Kult und politische Religiosität in Frankreich nach 1870*, in: Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1993, 318–331.

23 Ingo Wiwiorra, *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts*. Darmstadt 2006, 113–121; Alwin Hanschmidt, *Panslawismus – Pangermanismus – Panromanismus. Übernationale Kulturen oder machtpolitische Ideologien?*, in: Hermann von Laer / Klaus-Dieter Scheer (Hrsg.), *Kultur und Kulturen*. Münster 2004, 139–162.

die Französische Revolution sahen sich als Nachfolger antiker republikanischer Vorbilder: in der Form oft griechisch, im Inhalt römisch-republikanisch.²⁴ Die Ikonographie der französischen und der nordamerikanischen Revolutionäre war voll von Referenzen an die republikanische und dezidiert nicht-monarchische Antike. Architektur und Ikonographie der neuen Hauptstadt Washington, D.C. rezipierten antike Vorbilder.²⁵ Der Mittelalterbezug ging mit anderen politischen Idealen einher als die Griechenbegeisterung, die in den 1820er Jahren noch einmal einen Höhepunkt erlebte. Die Aufwertung des Mittelalters als nationale Referenzvergangenheit hatte eine performative Seite: Sie löste die Antike, zumal die christliche Antike ab.

Die Autoren dieser Bände lassen sich von erfolgreichen Staatsgründungen leiten. Dabei begeisterten sich auch Katalanen, Hannoveraner oder Bayern und viele andere für das Mittelalter, ohne schließlich einen eigenen Nationalstaat zu erhalten. Ernest Renan fragte in diesem Sinn: „Warum ist Holland eine Nation, während Hannover oder das Großherzogtum Parma es nicht sind? [...] Wie kommt es, dass die Schweiz mit drei Sprachen, zwei Religionen, drei oder vier Rassen eine Nation ist, während beispielsweise die so homogene Toskana keine ist?“²⁶ Nicht überall verhalf eine große Vergangenheit zu einem eigenen Staat. Belgien und die Schweiz waren für Sprachnationalisten Anomalien und existierten doch, das sprachlich homogene Katalonien dagegen war kein eigener Staat.

Damit stellt sich generell die Frage nach den Referenzvergangenheiten auch über das 19. Jahrhundert hinaus. Darauf geht eine Reihe von Beiträgen ein, die die Zeit nach 1945 behandeln. Referenzvergangenheit war jetzt die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs, worauf Monika Flacke in ihrer Ausstellung über Mythen der Nationen mit einem Schwerpunkt in Osteuropa bereits hingewiesen hat. Zustimmungsfähig war diese Vergangenheit für die kommunistischen Nationalgeschichten in Osteuropa, weil sie den Zusammenhang mit der Befreiung durch die Rote Armee herstellte. Entsprechend behandelten die Nationalgeschichten in Bulgarien, Ungarn, der Tschechoslowakei und besonders Rumänien den Zweiten

24 Wilfried Nippel, *Antike oder moderne Freiheit? Die Begründung der Demokratie in Athen und in der Neuzeit*. Frankfurt am Main 2008.

25 Lucie-Patrizia Arndt, „The Mistress of the Western World“. Antikenrezeption in der Konstruktion von Washington, D.C., in: Dietrich Boschung/Sebastian Dohe (Hrsg.), *Das Meisterwerk als Autorität. Zur Wirkmacht kultureller Figuren*. München 2013, 60–80.

26 Ernest Renan, *Was ist eine Nation?* Rede am 11. März 1882 an der Sorbonne. Mit einem Essay v. Walter Euchner. Hamburg 1996, S. 16 f.

Weltkrieg als Befreiung unter der Leitung der Roten Armee und lediglich unter Mithilfe der eigenen Gesellschaft. Die aktive Täterrolle während des Zweiten Weltkrieges und im Holocaust verschwand damit in der ungarischen Nationalgeschichte. Die Geschichtsschreibung der osteuropäischen Historiker verzichtete keineswegs auf nationale Elemente. Im Gegenteil: Die DDR kannte eine ausgeprägte Preußen-Historiographie, in Polen spielte nach wie vor das Mittelalter eine Rolle. Geschichte wurde auch nach 1945 etwa an tschechischen, ungarischen oder ukrainischen Universitäten national gelehrt und geschrieben. Jedoch kam das Nationale in einer Lesart daher, die es auf die Gegenwart und das Bündnis mit der Sowjetunion zuführte. Bereits Stalin hatte gefordert, Geschichtsschreibung müsse sozialistisch im Inhalt, aber national in der Form sein.

Die Annales-Schule wirkte transeuropäisch und entnationalisierend und wurde besonders in Ungarn und in Polen rezipiert. Ihr Akzent lag nicht auf Nationalgeschichte, sondern auf dem Leitbegriff „Zivilisation“ – zumindest in der Lesart von Fernand Braudel. In Westeuropa, zumal in Frankreich und in Belgien, nahm sie über eine längere Zeit eine geradezu hegemoniale Position ein. Stefan Berger und Christoph Conrad melden Zweifel an der immer wieder behaupteten Entnationalisierung in der westdeutschen Geschichtswissenschaft an. Zum einen blieb der Einfluss konservativer und nationalstaatlich orientierter Historiker wie Gerhard Ritter und Hans Rothfels stark. Zum anderen aber wirkte sich die Annales-Schule in Westdeutschland nur sehr bedingt aus. In der westdeutschen Sozialgeschichte gewann vielmehr in der neuen Generation die Modernisierungstheorie an Bedeutung, die den nationalen Weg der Modernisierung in seinen Erfolgen und Defiziten nachzeichnete. Die Sozialgeschichte betrieb „transnational self-localisation in the history of modernity“.²⁷ Aber auch hier blieb der Nationalstaat eine modernitätsorganisierende Größe. Dieser Punkt fand sich noch bei Jürgen Habermas, der nach 1990 darauf hinwies, dass Demokratie und Wohlfahrtsstaat sich typischerweise im Nationalstaat stark entwickelt haben: „Der Territorialstaat, die Nation und eine in nationalen Grenzen konstituierte Volkswirtschaft haben damals eine historische Konstellation gebildet, in der der demokratische Prozess eine überzeugende institutionelle Gestalt annehmen konnte. Auch die Idee, dass eine demokratisch verfasste Gesellschaft mit einem ihrer Teile reflexiv auf sich als ganze einwirken kann, ist bis-

27 Berger/Conrad, *The Past as History*, 4.

her nur im Rahmen des Nationalstaats zum Zuge gekommen.“²⁸ Habermas ist aber kein Historiker und kommt prompt in „The Contested Nation“ nur einmal vor, wenn es um die Zäsur 1945 geht. Dabei hatte Habermas' Intervention 1986 den Historikerstreit ausgelöst.

Die Nationalgeschichten nach 1945 werden in den vorliegenden Bänden eher traditionell präsentiert als Texte von Historikern zur Vergangenheit. Das lässt Fragen offen. Auch nach 1945 war die Nationalgeschichte nicht deckungsgleich mit akademischer Historiographie. Modernität und Modernisierung waren je länger je mehr Leitvokabeln und Denkraum des Kalten Krieges. In der Politik galt dies nicht nur für die US-amerikanische Politik des *nation-building* der 1950er und 1960er Jahre, sondern sogar für die Sowjetunion. Der Kalte Krieg war im Kern eine Auseinandersetzung um den Weg in die politische und wirtschaftliche Moderne, er war je länger je mehr Wettbewerb und weniger Systemkonflikt.²⁹ Darauf reagierten auch die DDR und die anderen Staaten im sowjetischen Einflussbereich. Sputnik und Siegfried Jähn standen nicht nur für Ereignisse in der Weltraumgeschichte des Kalten Krieges, sondern für Nationalgeschichten im Kalten Krieg. Die Autoren dieser Nationalgeschichten fanden sich aber in Wissenschaft, Technik, Medien und Politik, weniger bei in den chronisch kulturkonservativen Historikern der mittelost- und osteuropäischen Gesellschaften.

Nicht nur die NS-Diktatur und der Zweite Weltkrieg waren Erben des Mittelalters als wertbeladener Referenzgeschichte nach 1945. Im Kalten Krieg war dies auch die Vorstellung einer ökonomisch-politischen Moderne mit ihrer Verbindung von Konsumgesellschaft und demokratischer Politik. Beide Referenzgeschichten waren nicht immer zur Deckung zu bringen, was sich in den 1960er Jahren und dem studentischen Protest zeigte. Eine Referenzvergangenheit war nicht nur durch eine andere ausgetauscht worden, sondern die Spielregeln selbst hatten sich gründlich geändert: Wenn etwas aus der Geschichte zu lernen war, so kam das nicht mehr aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft. Sobald sich aber Modernität als Pathosformel auch für die Nationalgeschichte durchgesetzt hatte, war die permanente Spannung in der modernen Historizität (François Hartog) zwischen ihrem obsessiven

28 Jürgen Habermas, Die postnationale Konstellation und die Zukunft der Demokratie, in: ders., Die postnationale Konstellation. Politische Essays. Frankfurt am Main 1998, 91–169, hier 94.

29 Odd Arne Westad, The Cold War and the International History of the Twentieth Century, in: ders./Melvyn P. Leffler (Eds.), The Cambridge History of the Cold War. Cambridge 2010, 1–19.

Vergangenheitsbezug und ihrer normativen Orientierung an der Zukunft aufgehoben. Nationalgeschichte war als zukunftsorientierte Modernisierungsgeschichte gewissermaßen ehrlich geworden und hatte ihre Normen und ihre Methode in Übereinstimmung gebracht.³⁰

Auch nach 1990 stellen die Autoren eine Renationalisierung der Nationalgeschichte fest, besonders in Osteuropa, wobei hier besonders der estnische Fall dokumentiert wird (Jörg Hackmann). Unter den Historikern gab es mit Ausnahme der DDR keinen Elitenwechsel. Dennoch traten jetzt die älteren Muster der Nationalgeschichte aus der Zwischenkriegszeit in den Vordergrund. Ukrainische Historiker glorifizierten die Zeit der Unabhängigkeit von 1917 bis 1920, baltische die Phase der Selbstständigkeit bis 1940.³¹

Die Renationalisierung der Geschichtsdebatten in Westeuropa, die Stefan Berger und Christoph Conrad feststellen, bestand neben der sich ausbildenden negativen europäischen Identität durch den gemeinsamen Bezug auf den Nationalsozialismus und den Holocaust. Eine Ambivalenz zwischen positiven und negativen Identitäten durchzog die europäischen Nationalgeschichten. Der DDR-Historiker Alexander Abusch rekonstruierte eine „Miseretheorie“ als eine einzige Abfolge von Katastrophen in der deutschen Geschichte. Beim SED-Regime fiel Abusch damit in Ungnade, weil es eine Nationalgeschichte benötigte, die beim Aufbau eines kommunistischen neuen Deutschlands behilflich sein konnte. Positiv dachte die französische Résistance auch über Frankreich im Zweiten Weltkrieg. Sie konnte ihren deutschen Gegner externalisieren und eine positive Identität vermitteln. Doch der Verlust der französischen Weltmachtstellung relativierte dies bald. Erst seit den 1980ern und mit Henry Roussos „Le syndrome de Vichy“ richtete sich die Aufmerksamkeit auf Vichy und die französische Kollaboration im Holocaust und im Zweiten Weltkrieg.³² Die Rolle Frankreichs erschien jetzt als sehr ambivalent.

In Italien lagen die Dinge anders. Die Resistenza hatte nicht nur Widerstand gegen die Wehrmacht geleistet, sondern auch gegen den italienischen Faschismus. Von 1943 bis 1945 kannte Italien den Krieg gegen die Wehrmacht und den Bürger-

30 *François Hartog*, Time, History, and the Writing of History: the Order of Time, in: Rolf Torstendahl/Irmline Veit-Brause (Eds.), *History Making. The Intellectual and Social Formation of a Discipline. Proceedings of an International Conference, Uppsala, September 1994*. Stockholm 1996, 85–113, hier 97.

31 *Berger/Conrad*, *The Past as History*, 326.

32 *Henry Roussos*, *Le syndrome de Vichy 1944–1987*. Paris 1987.

krieg zwischen Partisanen und Faschisten. Die Resistanza verkörperte gewissermaßen das bessere Italien gegen die altgedienten faschismusaffinen Mittelschichten. Die Lehre aus dem italienischen Faschismus war für die kommunistische Resistenza der Antifaschismus. Damit der Faschismus nicht wieder an die Macht kommen konnte, mussten die „kulturelle Hegemonie“ (Antonio Gramsci) gesichert und die Intellektuellen für die eigene Sache gewonnen werden. Bei den nationalen Wahlen vom 18. April 1948 verlor die PCI gegen die Democrazia Cristiana, die ihr antikomunistisches Geschichtsbild unter organisatorischer Mithilfe der CIA und der Screwball-Komödie „Ninotschka“ (Hollywood 1939) von Ernst Lubitsch breitenwirksam und völlig unintellektuell unter das Volk gebracht hatte. „Ninotschka“ porträtiert die sowjetische Parteiführung als eine korrupte Clique mit Untertanengeist, die Gefallen am westlichen Lebensstil findet und am Ende auch noch in den Westen überläuft. Die nationalhistorische Botschaft des Films war denkbar klar: Kommunisten predigen Wasser und trinken heimlich Wein.

Der Fokus auf der Renationalisierung lässt jedoch einen Strang der Nationalgeschichten in den zuvor kommunistischen Staaten aus, der vor 1990 im Untergrund und danach in Öffentlichkeit und Politik breiten Raum einnahm: die europäische Dimension. Polnische, tschechische und ungarische Historiker allen vorweg interpretierten das Ende des Kommunismus als Rückkehr nach Europa. Das Europabild des Samizdat vor 1990 hatte – in Polen besonders stark – dem Beitritt der mittelost- und osteuropäischen Staaten in die EU am 1. Mai 2004 massiv vorgearbeitet.³³

III. Die polemische Nation

Stefan Berger, Chris Lorenz und ihre Mitautoren können en détail aufzeigen, wie einlässig die Nationalgeschichten Europas in ihre jeweilige Umwelt waren und sind. Sie waren – auch im Westen – Gradmesser für den Wandel ihrer Umgebung. Stefan Berger zog daraus den nur konsequenten Schluss: „History writing is in fact one form of public discourse about the past which participates in debates over what should

33 Christian Domnitz, *Hinwendung nach Europa. Öffentlichkeitswandel im Staatssozialismus 1975–1989*. Bochum 2015; José M. Faraldo/Paulina Gulińska-Jurgiel/Christian Domnitz (Hrsg.), *Europa im Ostblock. Vorstellungen und Diskurse (1945–1991)*. Köln 2008.

become part of the collective memory.“³⁴ War die Nationalgeschichte also ein fortgesetzter Diskurs und eine fortlaufende Repräsentation der Gegenwart in der Vergangenheit, oder war sie das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung? War sie Mythos oder Geschichte? Schon die Autoren der Nationalgeschichten des 19. Jahrhunderts reflektierten diese Fragen, die zum Beispiel für die borussische Nationalhistoriographie und Johann Gustav Droysen zentral waren. Konnte Wissenschaft national objektiv sein oder musste sie im Bereich der Mythenbildung verbleiben?

Für Droysen war Geschichte Wissenschaft und gerade keine Mythenbildung, wie er es in seiner Historik unmissverständlich ausführte. Universitär betriebene Geschichte benötigte Wissenschaftlichkeit als Basis für ihre gesellschaftliche Anerkennung. Die Entzauberung von Mythen auf der Basis philologischer Quellenkritik war die wissenschaftliche Beglaubigungsformel von Geschichte schlechthin (Pål Kolstø). Diese Basisüberzeugung teilten Historiker weit über Deutschland hinaus, wie der polnische Historiker Michał Bobrzyński, der Historiker der tschechischen Länder Josef Pekař und der Ungar Gyula Szekfű.³⁵ Der Glaube an die Nationalgeschichte als Wissenschaft war transnational verankert, wie Árpád von Klimó im Vergleich Szekfűs mit Benedetto Croce aufzeigt.

Dennoch gehen die Herausgeber davon aus, dass sich Wissenschaftlichkeit und Mythenbildung gerade nicht ausschlossen. Vielmehr produzierte die wissenschaftliche Nationalgeschichte Mythen. Das betraf in erster Linie die Frage der Entstehung und Gründung von Nationen in der Vergangenheit. Die Idee, dass wissenschaftliche Objektivität eine einzige und wahre Lösung produziere, war in sich selbst polemisch und sollte den Standpunkt der Autoren erhöhen. Zudem beruhte die wissenschaftliche Zuständigkeit für die Vergangenheit und damit die wissenschaftliche Klärung der Frage, wann Nationen entstanden seien, ihrerseits auf einem mythischen – letztlich romantischen – Vorverständnis von kollektiven Persönlichkeiten in der Geschichte, ihrer Geburt, ihrem Wachstum, ihrem Höhepunkt und schließlich ihrem Niedergang. Nationen kannten Aufstieg, goldene Zeitalter und Niedergang. Organologische Vorstellungen von Nationen und Staaten waren schließlich keine ge-

34 Stefan Berger, On the Role of Myths and History in the Construction of National Identity in Modern Europe, in: *EHQ* 39, 2009, 490–502, hier 492.

35 Maciej Janowski, Three Historians, in: *Central European University History Department Yearbook* 1, 2001/02, 199–232.

schichtwissenschaftlichen Besonderheiten. Sie fanden sich auch im Staatsrecht und in der Philosophie.³⁶

Wissenschaftlich fundierte Mythen machten die Nation nicht nur unangreifbar, sondern auch anspruchsvoller nach innen und außen. Die Nationalgeschichte war damit in ihrem Kern polemische Geschichte. Ihre Form, Andersheit semantisch herzustellen und dann zu reifizieren, ihr „othering“, war besonders dann effektiv, wenn sie im Gewand des immer schon Vorhandenen daherkam. Die „objektive“ Nation sollte die Rede von der Nation oberhalb religiöser, sozialer und regionaler Gruppen erlauben. Schließlich waren regionale und zumal religiöse Zugehörigkeiten älter als die Nation. Die eine Nation sollte sich mit dem Anspruch auf Objektivität in mehreren Erinnerungsgemeinschaften durchsetzen. Erst durch die Wissenschaft entstand ein Homogenisierungsdruck, der – im Unterschied zu Erinnerungen – Widerspruch oder Ambiguität kaum mehr erlaubte. Mit dem Einzug der Wissenschaft als Beglaubigungsformel für die Nation ging die implizite Zumutung einher, es könne nur eine einzige Begründung und nationale Wahrheit geben, die sich wissenschaftlich begründen ließe. Alles andere sei Irrtum. Die Autoren verwenden für die wissenschaftlich betriebene Mythenbildung den Begriff „Mythistory“, der auf den nordamerikanischen Historiker William McNeill zurückgeht.³⁷ Heinrich von Sybel, Heinrich Treitschke, Henri Pirenne in Belgien und Marc Bloch in Frankreich engagierten sich auf dieser Grundlage politisch. Eine polemische Natur besitzt nicht erst die Nation, sondern bereits die Geschichtswissenschaft: „Geschichtswissenschaft ist im Kern eine historisch gewachsene Form der Polemik. [...] Ist die ‚reine‘ Wahrheit außerhalb ihrer Reichweite, so generiert Geschichtswissenschaft doch eine Art sozialer Wahrheit. Ihr Mittelpunkt ist der Versuch, Konsens im Sinne einer Meinungsvielfalt oder -enge zu erzeugen, die den ihr zugrundeliegenden sozialen Bedingungen entspricht.“³⁸

Nationalgeschichten waren damit im Kern polemische Geschichten, die einen

36 Ernst-Wolfgang Böckenförde, *Der Staat als Organismus*, in: ders., *Recht, Staat, Freiheit*. Frankfurt am Main 1991, 263–272.

37 William McNeill, *Mythistory, or Truth, Myth, History and Historians*, in: AHR 91, 1986, 1–10; Chris Lorenz, *Drawing the Line. ‚Scientific‘ History between Myth-Making and Myth-Breaking*, in: Berger/Eriksonas/Mycok (Eds.), *Narrating the Nation* (wie Anm. 5), 35–55.

38 Martin Gierl, *Gesicherte Polemik. Zur polemischen Natur geschichtswissenschaftlicher Wahrheit und zu Anthony Graftons „Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote“*, in: HA 4, 1996, 267–279, hier 267.

Gegner benötigten. Dieser Zusammenhang durchzieht das Gesamtprojekt, besonders aber die Beiträge in „The Contested Nation. Ethnicity, Class, Religion and Gender in National Histories“ und in „Disputed Territories and Shared Pasts. Overlapping National Histories in Modern Europe“. Der polemische Charakter von Nationalhistoriographie trat offen zutage, als deutsche, französische und britische Historiker nach 1918 über die Kriegsschuldfrage einen veritablen Historikerkrieg mit Büchern und Aufsätzen führten, den die deutsche Seite sogar zu gewinnen schien. Einige wenige Historiker versuchten aus den beiden Weltkriegen zu lernen: Henri Pirenne und Marc Bloch nach 1918 sowie Robert Aaron und Friedrich Meinecke nach 1945 (Hugo Frey, Stefan Jordan, Peter Schöttler).

Die Gründungsmythen der Nation hatten einen sozialen Sinn in der Gegenwart: Nimmt man diese Einsicht ernst, müsste man über die Leitbegrifflichkeit von „Representations of the past“ hinausgehen und stärker von der Performativität von Nationalgeschichte sprechen. Sie hatten einen inhaltlichen Gegner im Text, aber auch einen performativen Gegner, gegen den sie den Leser oder Zuhörer zu motivieren gedachten. Die Nation sah sich im permanenten Zustand der Bestreitung. Sie erhob Ansprüche auf Gebiete, die ihr nicht gehörten. Sie besaß Gebiete, die andere beanspruchten. Grenz- und Mischregionen stellten einen der bevorzugten Gegenstände der Nationalgeschichte dar.

Das Verhältnis von Nation und Ethnie war besonders polemisch aufgeladen. „Contest“ und „Dispute“ zwischen beiden führten dennoch zu unterschiedlichen Ergebnissen. In Großbritannien überschrieb eine am Staat orientierte Geschichte der englischen Verfassung die ethnischen Erzählungen der Waliser und des *celtic fringe*. In Mittelost- und Osteuropa hingegen konnten ethnische Erzählungen die staatsorientierten Nationalgeschichten erfolgreich herausfordern. Umgekehrt kann Effi Gazi zeigen, wie sich Griechenland und Rumänien die Geschichte des mittelalterlichen Byzanz aneigneten. Insgesamt fällt auf, dass sich westeuropäische Reiche und Staaten gegenüber ethnischen Herausforderungen besser behaupteten als das Habsburgerreich, das Zarenreich oder das Osmanische Reich. Die Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien verdrängten schließlich nach der Entkolonialisierung über längere Zeit die Geschichte ihrer früheren Kolonien (Robert Aldrich, Stuart Ward).

Religion erwies sich dagegen mehr als Ressource zur unglaublichen Aufwertung der eigenen Nation, denn als Anspruchsbasis für eine Sezession. James Kennedy zeichnet zwei Entwicklungen nach. Die Nation löste einerseits die vielen religiösen

Bekenntnisse in einer Gesellschaft als gemeinsame Anspruchsgrundlage ab. Andererseits verband sich die Religion mit der Nation. Weniger der Erfolg als vielmehr die Deutung von Niederlagen und Opfern begründete die Rolle der Religion in der Nationalgeschichte. Nationale Autoren in Spanien und Polen stilisierten die eigene Nation als „Christus unter den Völkern“, die stellvertretend für andere litt. Ähnlich stellten ungarische Autoren die Niederlage in der Schlacht von Mohacs 1526 gegen die Türken als stellvertretendes Leiden für das christliche Europa dar. Später galt Ungarn als „Heilige Nation“. In allen Fällen war das theologische Referenztheorem das Leiden Christi, im christlichen Denkraum gewissermaßen die höchste und nicht zu überbietende Denkfigur. Eine religiöse Aufladung der Nationalgeschichte fand sich explizit oder implizit in allen Nationalgeschichten. Die Historiker durften als die Theologen des 19. Jahrhunderts gelten.³⁹

Das Verhältnis von Klasse und Nation kannte nicht nur Polemik, sondern auch Koexistenz und sogar Legitimation. Thomas Welskopp zeichnet pointiert nach, wie marxistische und bürgerliche Historiker in Deutschland und der Schweiz die soziale Klasse in die nationale Erzählung einschrieben. Dennoch war der Konflikt zwischen Klasse und Nation unverkennbar. Die Polemik von Nationalgeschichten gegen soziale Klassen war dort am stärksten, wo zum einen die Historiker dezidierte Vertreter eines nationalen Bürgertums waren und zum anderen der historische Bezug auf das Mittelalter ausschließlich Konsens und Einheit ins Zentrum stellte. Wer dann soziale Klassen ins Spiel brachte, schien die nationale Einheit massiv zu gefährden und in der Tendenz un-, wenn nicht antinational zu handeln. Die deutsche Nationalgeschichte und Historikerprofession brauchte besonders lange, um soziale Klassen zu einem legitimen Gegenstand der Geschichtswissenschaft zu erklären. Im gleichen Jahr 1931, als Herbert Butterfield in Großbritannien mit der liberalen „whig interpretation of history“ abrechnete, verunglimpfte in Deutschland der Historiker Gerhard Ritter den Nationalismuskritiker Eckart Kehr als „Edelbolschewisten“. Kehr hatte für den Schlachtflottenbau vor 1914 andere als nationale Interessen ins Spiel gebracht, nämlich eine Koalition aus Großagrariern und Schwerindustrie.⁴⁰

Die britische „whig interpretation of history“ hatte sich von Thomas Babington

39 Hedda Gramley, *Propheten des deutschen Nationalismus. Theologen, Historiker und Nationalökonomien 1848–1880*. Frankfurt am Main/New York 2001.

40 Stefan Berger/Chris Lorenz, *National Narratives and their „other“*. Ethnicity, Class, Religion and the Gendering of National Histories, in: *Rivista internazionale di storia della storiografia* 2006, 59–98, hier 92.

Macaulay bis George Macaulay Trevelyan um Fortschritt und politische Reform von der Magna Carta 1215 über die Glorious Revolution 1688 bis zum Great Reform Act von 1832 gedreht. Soziale Klassen hatte sie dabei unsichtbar gemacht. Dass es in Großbritannien zu keiner Revolution gekommen war, galt als Beleg für den genuin britischen Weg in die Moderne. In Belgien integrierte Henri Pirenne schon frühzeitig *La Belgique* in die nationale Erzählung, womit er sich auf „le peuple“ und nicht mehr auf Monarchie und politische Herrschaft bezog. Die soziale Inklusion diente aus seiner Sicht dem Kampf gegen äußere Feinde: gegen Österreicher, Franzosen und Holländer. Wie zentral die soziale Inklusion für kleinere Nationalstaaten war, bewies die Schweiz, wo Karl Dändliker um 1900 ebenfalls die Rede vom „Schweizervolk“ etablierte. Das „Schweizervolk“ war bei ihm schichtenübergreifend gemeint und schloss die Arbeiterschaft ein. Ein verwandtes Muster fand sich in Skandinavien, wo sich die Nationalgeschichte schon früh um die Bauernschaft als den Kern der Nation drehte. In Skandinavien, Finnland und der Ukraine standen freie Bauern im Zentrum der Nationalgeschichte. Bauern hatten ihre Freiheiten gegen innere, vor allen Dingen aber gegen äußere Feinde zu verteidigen. Doch auch die sozial inkludierende Nation besaß einen polemischen Charakter. Sie basierte oft auf Nachfolge- und noch mehr auf Widerstandsmythen. In Polen enthielt der nationale Gründungsmythos der Piasten die Vorstellung, dass ein einziger Bauer genügte, um ein ganzes Land gegen seine Feinde zu retten. Der mythische Piast war ein armer Stellmacher, den der Ruf des Engels ereilte. Nicht Fürst Popiel, sondern Piasts Sohn Siemowit sollte später König und Begründer der ersten polnischen Dynastie werden, die von ca. 960 bis 1370 regierte. Der Historiker Joachim Lelewel kanonisierte mit seinem vierbändigen Werk „Polen im Mittelalter“ (1846–1851) das piastische Geschichtsbild bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Zu Lelewels Zeiten war klar, gegen wen ein einfacher polnischer Bauer das Königtum wieder zu errichten hatte: gegen Russen, Preußen und Österreicher. Auch im tschechischen Přemysliden-Mythos wurde Přemysl vom Pflug weggeholt. Der Historiker Palacký machte aus Přemysl einen Vertreter der friedlichen, demokratisch gesonnenen und sozial niedrig stehenden Tschechen, die in markantem Gegensatz zum Adel und zu den feudalen Habsburgern standen.⁴¹

Besonders aggressiv war der Faktor Klasse jedoch in der Nationalgeschichte,

41 Siegfried Weichlein, *Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa*. 2. Aufl. Darmstadt 2013, 126 ff.

wenn ethnische, soziale und nationale Grenzen zusammenfielen. Dies war etwa in den baltischen Staaten mit einer deutschsprachigen Oberschicht und einer einheimischen Unterschicht der Fall. Der ethnische Feind und der soziale Feind fielen hier zusammen. Ähnlich aufgeladen waren die sozialen und nationalen Spannungen im Habsburgerreich.

Die performative Seite von Nationalgeschichte tritt in den vorliegenden Bänden hinter der inhaltlichen stark zurück. Sie wird fast unsichtbar gemacht. Es geht um mehr als um Nationalgeschichte, wenn Historiker oder generell nationale bürgerliche Autoren über das einfache Volk schreiben. Es schwingt dann immer auch eine bürgerliche Erziehungsabsicht mit. Dieter Langewiesche hat dies am schwäbischen nationalen Liedgut aufgezeigt. Die Lieder, die das einfache Bauernvolk als den wahren und unverfälschten Kern der deutschen Nation verherrlichten, stammten aus der Stadt und waren von städtischen Dichtern geschrieben worden. Auf dem Lande sang man sie gerade nicht.⁴²

Polemischer noch war das Verhältnis von Nationalgeschichte und sozialer Parteibildung, sobald Arbeiterparteien ihre politischen Mitgestaltungsansprüche anmeldeten. Der Antisozialismus der europäischen Nationalgeschichten war notorisch. Analytisch hatte dies seinen Grund darin, dass die politischen Arbeiterbewegungen sich für die eigene Nationalgeschichte an der Französischen Revolution, im kommunistischen Fall an der Oktoberrevolution 1917 orientierten. Wie auch immer ältere Nationalgeschichten verlaufen seien, das Gründungsdatum moderner Nationen war 1789 respektive 1917, lautete die geteilte Ansicht. Die besondere Polemik ergab sich aber aus dem auch national wirksamen Gegensatz innerhalb der Linken zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Das kündigte sich bereits im 19. Jahrhundert an. Die *quatre-vingt neuvistes* mit dem Schwerpunkt auf der Konstitutionalisierung von Herrschaft standen gegen die *quatre-vingt treizistes* mit der sozialen und politischen Gleichheit im Zentrum. Clemenceau betrachtete die Revolution noch als Ganzes, um die Aufteilung in eine gute und eine schlechte Revolution zu verhindern und um das republikanische Lager zu integrieren. Am 29. Januar 1891 meinte er: „La Révolution est un bloc.“ Das zweite Jahrhundert der Beschäftigung mit der Französischen Revolution zwischen dem Centenaire 1889 und dem Bicentenaire 1989 kann als Deutungskampf zwischen der konstitutionellen Revolution von 1789

42 Dieter Langewiesche, Die schwäbische Sängerbewegung in der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur kulturellen Nationsbildung, in: ZWL 52, 1993, 257–301.

und der sozialen Revolution gelesen werden, wie sie sich im *terreur* der Sansculotten 1793/94 andeutete. Der sozialdemokratische Antikommunismus, im Kalten Krieg nach 1945 so zentral, hielt entschieden am Primat des konstitutionellen Projekts von 1789 fest. Die kommunistische Version der Französischen Revolution bezog sich in der Sowjetunion, in Leipzig und in Paris sehr viel stärker auf 1793 als ihren eigenen Ur-Moment. Bezeichnenderweise endeten diese Deutungskämpfe mit dem Fall des Kommunismus. 1989 war von der historischen Sicherheit, mit der beide Seiten politisch für ihre Vorstellung von Nation argumentierten, nicht mehr viel zu spüren. Die Arbeiten von François Furet und Denis Richet historisierten die Französische Revolution – diesmal endgültig.⁴³

IV. Die Nation, die Region und Europa

Charles Maier hat das Jahrhundert von grob 1860 bis 1960 als das Zeitalter der Territorialität bezeichnet.⁴⁴ Die territoriale Ausdehnung im Raum – historisch eher die Ausnahme – kennzeichnete in dieser Phase Politik und Wirtschaft. Politik war in dieser Zeit in erster Linie räumlich kodiert. „Territory is space with a border that allows effective control of public and political life. Effective control by any authority means, in the last analysis, the exclusion of alternative claims on political or economic or sometimes even cultural outcomes. In this sense, territory is ‚turf‘ in the language of street-corner society.“⁴⁵ Dabei erhoben jedoch nicht nur die Nationen Ansprüche im Raum, sondern auch die Regionen, deren Ursprünge älter waren. Das Ergebnis waren „disputed territories“ genauso wie „disputed pasts“. Nationalgeschichten waren am schärfsten polemisch, wenn es um Territorien ging. Dennoch zeichnete sich auch hier ein Wandel vom 19. zum 20. Jahrhundert ab. Südtirol, 1918 von Österreich an Italien übergegangen, entwickelte sich nicht zu einem zweiten Krisenherd wie Elsass-Lothringen, der nach 1870 die deutsch-französischen Beziehungen vergiftete.

43 François Furet, *Penser la Révolution française*. Paris 1989.

44 Charles S. Maier, *Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era*, in: AHR 105, 2000, 807–831.

45 Ders., *Transformations of Territoriality 1600–2000*, in: Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hrsg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*. Göttingen 2006, 32–55, hier 34.

Während sich Nationen überlagern konnten, galt das für Nationalstaaten nicht. Entsprechend polemisch waren die Nationalgeschichten, wenn es um die Nationszugehörigen jenseits der eigenen Staatsgrenzen ging (Tibor Frank und Frank Hadler). Das traf in erster Linie auf den Nationalitäten-Flickenteppich der Habsburger Monarchie nach 1918 zu, wo auch der Völkerbund mit seinem Regime der Minderheitenrechte keine Lösung schaffen konnte. Die Liste der „disputed territories“ reichte weit darüber hinaus. Dazu gehörten die polnisch-russischen Grenzgebiete und die deutsch-französische Region Elsass-Lothringen. Überlappende Souveränitäten oder plurale Rechtsordnungen wie im heutigen Malaysia, die die Konflikte zwischen Muslimen, Hindus und Chinesen friedlich schlichten helfen, waren im Zeitalter der Territorialität und der nationalen Selbstbestimmung kein möglicher Denkrahmen. Die historische Objektivität der Nation und die liberale Vorstellung der Rechtseinheit zielten beide auf Eindeutigkeit. Ambiguitätstoleranz, die unterschiedliche oder gegensätzliche Wahrheiten und Diskurse zu ertragen bereit war, war dem Nationalstaat europäischer Prägung vor 1945 fremd.⁴⁶ Bereits die epistemischen Vorgaben, wie Nationalgeschichte objektiv geschrieben werden sollte, ließen dies nicht zu.

Noch polemischer waren Nationalgeschichten, sobald sie im Inneren von Nationalstaaten in Konflikt gerieten. Die Pariser Vorortverträge von 1919 stießen gerade deshalb auf so einhellige Ablehnung, weil sie dieses Problem nicht ent-, sondern vielmehr massiv verschärft hatten. Dazu gehörten die Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei, die Polen in Deutschland und die Deutschen in Polen und überall der Antisemitismus gegen die jüdische Bevölkerung. Zumal die nationalgeschichtliche Aufwertung der Sudetendeutschen durch Hitler nach 1933 enthielt politischen Sprengstoff für die Beziehungen zur Tschechoslowakei (Milan Řepa). In Elsass-Lothringen sorgten erst die nationalsozialistische Besetzung von 1940 bis 1944 und die deutsche Propaganda dafür, dass dieser Zankapfel zwischen der deutschen und der französischen Historiographie endgültig verschwand. Dass Elsässer und Lothringer sich nach 1945 einem einzigen Nationalstaat zugehörig fühlten, hatte nach 1871 weder das Deutsche Reich noch nach 1918 die französische Dritte Republik geschafft.

Die Nachkriegszeit nach dem Zweiten Weltkrieg gilt gemeinhin als Zeitalter der

46 Thomas Bauer, *Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams*. Berlin 2011.

Internationalisierung und der Supranationalisierung im Zeichen des Blockgegensatzes von Ost und West. Für die sich jetzt friedlich überlappenden Nationalgeschichten in Westeuropa und auch für die finnisch-sowjetische Grenze können die Autoren in „Disputed Territories and Shared Pasts“ zahlreiche Belege anführen. Bei den sich überlappenden Ansprüchen Finnlands und der Sowjetunion auf Karelien gingen 1990 Jarl Gallén und John Lind so weit, dass Grenzen nicht mehr frühere nationale oder Stammestraditionen ausdrücken sollten. Sie stellten sogar die Existenz von festen territorialen Grenzen infrage.⁴⁷ Das galt jedoch nicht für überlappende nationale Ansprüche innerhalb der kommunistischen Integrationszone im Kalten Krieg, wie die andauernden ungarischen publizistischen Angriffe auf Rumänien deutlich zeigten. Auch unter kommunistischer Herrschaft hielt sich das nationalgeschichtliche Trauma von Trianon in Ungarn – mit den entsprechenden Gegenreaktionen in Rumänien.

Im Ganzen sind die Autoren eher zurückhaltend mit der Internationalisierung von Nationalgeschichte unter dem Eindruck des Kalten Krieges, auch wenn die notorische nationale Grenzthematik in der Historiographie zurücktrat. Bereits in den 1950er Jahren stellten westdeutsche Historiker wie Hans Rothfels, Hermann Aubin und Gerhard Ritter eine „gute deutsche Nationalgeschichte“ dem „schlechten Faschismus“ gegenüber, der aus völlig anderen Wurzeln entsprungen sei. Diese Leugnung jedes Zusammenhanges zwischen Nationalgeschichte und Nationalsozialismus lief auf nichts weniger als auf nationale Apologie hinaus.⁴⁸ Seit den 1970er und 1980er Jahren wuchs das Interesse an nationalen, vor allem aber an regionalen Erzählungen.⁴⁹ Das widersprach nicht der verstärkten europäischen Integration nach 1990. Stefan Berger beobachtet eine verstärkte Renationalisierung in Deutschland und Italien, während sich das nationale Paradigma in Frankreich und Großbritannien in einer fortdauernden Krise befand.⁵⁰

Das politische und intellektuelle Kraftfeld der Nationalgeschichten veränderte sich nach 1945 nachhaltig. Nationalgeschichten mussten sich zur europäischen Di-

47 Hadler/Frank (Eds.), *Disputed Territories*, 195.

48 Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*. Darmstadt 1999, 191.

49 Celia Applegate, *A Europe of the Regions. Reflections on the Historiography of Sub-National Places in Modern Times*, in: *AHR* 1999, 1157–1182.

50 Stefan Berger, *Comparative History*, in: ders./Heiko Feldner/Kevin Passmore (Eds.), *Writing History, Theory and Practice*. London 2003, 161–179.

mension in Beziehung setzen, um nicht politisch kontraproduktiv zu wirken. Das geschah oft in Form einer hierarchischen Kulturgeographie von über- und unterlegenen Nationen, wie John L. Harvey und Jan Ifversen aufzeigen. Dennoch blieb man nicht dabei stehen. Weiterhin Nationalgeschichten zu schreiben oder „to rescue the nation-state“ (Alan S. Milward) ging nur mit und nicht gegen die europäische Integration und das europäische Narrativ.⁵¹ Milward argumentierte, dass es nur die Teilhabe an der europäischen Governance den nationalen Regierungen ermöglichte, einen eigenen nationalen Handlungsspielraum zu behalten. Als „Herren der Verträge“ waren die nationalen Regierungen in der Lage, über ihre Rolle in Brüssel nationale Innenpolitik zu betreiben und so auf die eigene Gesellschaft einzuwirken. Das europäische Modell löste damit nicht nur die Nationalgeschichten ab, sondern bot ihnen einen neuen Rahmen. Der Mechanismus selbst war freilich nicht neu. Die Interessenvertretung und Integritätssicherung auf einer höheren Ebene fand sich bereits im Januar 1871, als der bayerische Landtag mit seiner Mehrheit von preußenskeptischen Patrioten über den Beitritt zum Deutschen Reich debattierte. Zahlreiche konservative Patrioten, die auf der Integrität des bayerischen Staates insistierten, folgten dem Argument des Augsburger Verlegers Max Huttler, dass ein bayrischer Staat nur im Deutschen Reich weiterbestehen könne. Gegen ihn würde er zerfallen, weil früher oder später die linksrheinische Pfalz und auch Franken sich zum Reich hin orientieren würden.⁵² Huttler und die Gruppe, die die Zweidrittelmehrheit für den Beitritt ins Reich sicherten, wollten „die Verantwortung für die weit größeren Übelstände, die aus der Verwerfung der Verträge für Bayern hervorgehen, nicht theilen“.⁵³ Auf Europa hin gelesen lautete das Argument formal genau gleich. Man musste kein explizites Bekenntnis zu Europa ablegen, um Europa in das nationale Narrativ einzubauen. Die formalen Inklusionsmechanismen der Bayern 1871 und z. B. der Tschechen 2004 ähnelten sich: Die negativen Folgen davon, nicht Teil des Deutschen Reiches oder der EU zu sein, überwogen die Angst vor dem Souveränitätsverlust. Auf regionaler wie auch auf europäischer Ebene fand sich das gleiche formale Muster, mit dem Konrad Adenauer Souveränitätsgewinn durch Souveränitätsverzicht für die Bundesrepublik erreicht hatte.

51 Alan S. Milward, *The European Rescue of the Nation-State*. Assisted by George Brenman and Federico Romero. London 1992.

52 Weichlein, *Nation und Region* (wie Anm. 21), 231.

53 Bayerischer Landtag, *Kammer der Abgeordneten, Stenographische Berichte* 1870/71, Bd. 4, 374.

Die vorliegenden neun Bände gehen darauf jedoch eher am Rande und nur cursorisch ein. Dabei bezog sich auch die europäische Erzählung von Anfang an auf die Vergangenheit. Unter dem Stichwort „Abendland“ knüpfte die konservativ-katholische Version von Europa an Vorbilder in der Zwischenkriegszeit an.⁵⁴ In dieser Tradition der Vermittlung von Europa stand auch der Göttinger Mediävist Hermann Heimpel, der wenige Jahre zuvor noch von der Kontinuität zwischen dem Römischen Reich deutscher Nation und dem Nationalsozialismus überzeugt war. Europa und Nationenbildung waren für ihn dialektisch miteinander verknüpft, was aber auch hieß, dass nur vor dem Hintergrund universalistischer Monarchie- und Reichsentwürfe Nationen entstanden. Von ihm stammt die immer wieder zitierte Bemerkung: „Denn geschichtlich sind Nation und Europa nicht Gegensätze, sondern Wechselbegriffe: dass es Nationen gibt, ist historisch das Europäische an Europa.“⁵⁵ Anders gelesen bedeutete es, dass es keinen Widerspruch zwischen den westeuropäischen Nationalstaaten und der europäischen Integration geben konnte, die 1957 und damit im gleichen Jahr seiner Göttinger Rektoratsrede mit den römischen Verträgen ihren ersten Höhepunkt erreichte.

Seit der verstärkten Beschäftigung mit dem Holocaust in den 1980er Jahren entwickelte sich die Ermordung der europäischen Juden immer mehr zur gemeinsamen Referenzvergangenheit, sobald es um europäische Gemeinsamkeiten ging. Jürgen Habermas und Jacques Derrida riefen 2003 in Erinnerung: „Das heutige Europa ist durch die Erfahrungen der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts und durch den Holocaust – die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden, in die das NS-Regime auch die Gesellschaften der eroberten Länder verstrickt hat – gezeichnet. Die selbstkritischen Auseinandersetzungen über diese Vergangenheit haben die moralischen Grundlagen der Politik in Erinnerung gerufen.“⁵⁶ Für Habermas und Derrida bildete der Holocaust den Referenzpunkt für eine negative europäische Identität in Solidarität mit den Opfern als ihrem Kern.

54 *Dagmar Pöpping*, *Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900–1945*. Berlin 2002; *Axel Schildt*, *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*. München 1999.

55 *Hermann Heimpel*, Entwurf einer deutschen Geschichte. Eine Rektoratsrede, in: ders., *Der Mensch in seiner Gegenwart. Acht historische Essays*. 2. Aufl. Göttingen 1957, 162–195, hier 173.

56 *Jürgen Habermas/Jacques Derrida*, Unsere Erneuerung. Nach dem Krieg: die Wiedergeburt Europas, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31. Mai 2003, 34.

V. Nationalgeschichten im Wandel

Das Projekt „Writing the Nation“ und die aus ihm hervorgegangenen Bände setzen Meilensteine und definieren den neuen Standard für die Forschung zu Nationalgeschichten in Europa. Sie machen im Großen und im Kleinen die Wirkmacht und die lange Dauer von nationaler Geschichtsschreibung deutlich. Herausgeber und Autoren erklären die erstaunliche Persistenz dieses Deutungsmusters aus seiner Anbindung an die Wissenschaft. Wissenschaftliche Objektivität garantierte die Objektivität der Nation. Wo immer man mit wissenschaftlicher Akribie Nationalgeschichte schrieb, verorteten Historiker die Ursprünge der „gedachten Ordnung“ Nation (Emmerich K. Francis, Rainer M. Lepsius) in der Vergangenheit, vorzugsweise im Mittelalter. Essentialistische Nationalgeschichten lebten von dem Pathos der nüchternen Objektivität und der historischen Methode.

Die Bände machen gemeinsame Grundlinien, aber auch Unterschiede in der Nationalhistoriographie räumlich und zeitlich deutlich. Die markantesten Unterschiede bezogen sich auf das Verhältnis zur Staatlichkeit, den markantesten Referenzpunkt in der Vergangenheit. Ein anderer Unterschied bestand in der Referenzvergangenheit selbst, die sich 1945 änderte. Waren die „Mythen der Nationen“ des 19. Jahrhunderts im Mittelalter oder der Antike angesiedelt, so drehten sie sich nach 1945 um den Zweiten Weltkrieg.⁵⁷

Anderes wird nicht sichtbar, wiewohl angedeutet. Die Bände von „Writing the Nation“ beanspruchen, alle europäischen Nationalgeschichten abzudecken und ein West-Ost-Gefälle zu vermeiden. Die Mehrzahl der untersuchten Beispiele stammt jedoch mehr oder weniger stark ausgeprägt aus den bekannten Nationalgeschichten Westeuropas, ergänzt um Skandinavien, Polen, Rumänien, Griechenland und Estland. Das findet seinen Niederschlag auch inhaltlich, wenn etwa in „Nationalizing the Past“ Henri Pirenne in vier und Marc Bloch in zwei Beiträgen behandelt werden.

Neun Bände breiten auf über 3800 Seiten eine riesige Fülle von Beobachtungen und Analysen zur europäischen Nationalgeschichte aus. Nimmt man die Historikerzunft als Gradmesser der Nationalgeschichten, dann wird eine Analyse der National-

57 Monika Flacke (Hrsg.), *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums. Begleitband zur Ausstellung vom 20. März 1998 bis 9. Juni 1998*. Berlin 1998; *dies.* (Hrsg.), *Mythen der Nationen 1945. Arena der Erinnerungen. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums. Begleitbände zur Ausstellung 2. Oktober 2004 bis 27. Februar 2005*. Berlin 2004.

geschichten zu einer der Historikerzunft. Historiker waren ein fester Teil der bürgerlichen Bildungsschicht, die den emotionalen Kitt produzierte, um eine Gesellschaft zusammenzuhalten. Selbst katholische Autoren reagierten auf die bürgerliche Nationalgeschichte und übernahmen ein Wissenschaftsmodell und Institutionen, die den akademischen Betrieb kennzeichneten.

Der gebannte Blick auf die Historiker blendet vieles aus und macht es schon methodisch unsichtbar. Entscheidend ist, dass die Historisierung kein Alleinstellungsmerkmal der Geschichtswissenschaft war. Die Historisierung umfasste alle Geisteswissenschaften, zumal die Theologie und die Literatur. Die historische Methode stellte, nachdem sie einmal auf Bibelkritik und Kirchengeschichte angewandt worden war, einen Sauerteig dar, der alles verwandelte und schließlich auch die überkommenen theologischen Methoden sprengte. Alle Wahrheitsgehalte – auch von Nationalgeschichte – waren damit durch eben jene Methode fundamental herausgefordert, die ihre Objektivität hatte beweisen sollen. Was konnte noch wahr sein, wenn alles historisch war? Die historische Methode ging von der „prinzipiellen Gleichartigkeit alles historischen Geschehens (aus), wonach alle Geschehnisse dem Prinzip der Analogie unterliegen und alle Erscheinungen des geistigen Lebens in Wechselwirkung und Korrelation stehen“. ⁵⁸ Historisierung und historische Methode untergruben nicht nur den Anspruch auf exzeptionelle Besonderheit in der Theologie, sondern auch in der wissenschaftlich argumentierenden Nationalgeschichte. Dabei bildete aber gerade der Anspruch, einzigartig und außergewöhnlich zu sein, das einzige verbindende Moment unter allen Nationalgeschichten. Die epistemische Krise des Genres Nationalgeschichte gab anderen Begründungen für die Einzigartigkeit der Nation Auftrieb, allen voran rassistischen Modellen. Rasse, Masse und Klasse waren Fixpunkte nationaler Imagination in der Zwischenkriegszeit. Auch wenn Historiker weiterhin eine zentrale Rolle in der nationalen Imagination spielten, so diffundierten doch die Begründungen für die Existenz der Nationen. Die Nation gehörte je länger je mehr zu den Mythen, die sich selbst bestätigen konnten, ohne große Rücksicht auf historische Argumente nehmen zu müssen. ⁵⁹

Nach 1945 änderten sich nicht nur die Referenzvergangenheiten, sondern auch

⁵⁸ Jan Rohls, *Protestantische Theologie der Neuzeit. Das 20. Jahrhundert*. Tübingen 1997, 130; Ernst Troeltsch, *Über historische und dogmatische Methode in der Theologie*, in: ders., *Gesammelte Schriften*. Tübingen 1913, 729–753.

⁵⁹ Lorenz, *Drawing the Line* (wie Anm. 37).

die Referenzmodelle oder „master narratives“ der Nationalgeschichten. Im politischen „Westen“ zählten jetzt Antikommunismus und Konsumentendemokratie, im politischen „Osten“ der Antifaschismus. Dies betrifft nicht zuletzt den Zusammenhang von Nationalgeschichte und Volksherrschaft oder Demokratie, eine andere Gemeinsamkeit unter den europäischen Nationalgeschichten des 19. Jahrhunderts. Vertreter der Postdemokratie wie Colin Crouch weisen darauf hin, dass die Demokratie in ihrer nationalstaatlichen Form der Vergangenheit angehört.⁶⁰ Oberhalb und unterhalb des Nationalstaats sind neue Akteure entstanden. Der Nationalstaat ist nur noch ein Akteur unter mehreren transnationalen und multilateralen Institutionen. Bereits der Soziologe Daniel Bell hat darauf hingewiesen, dass „the nation-state is becoming too small for the big problems of life, and too big for the small problems of life“.⁶¹

Prof. Dr. *Siegfried Weichlein*, Universität Freiburg i. Ü., Department Historische Wissenschaften – Zeitgeschichte, Avenue de l'Europe 20, 1700 Freiburg, Schweiz

60 *Colin Crouch/Nikolaus Graml*, Postdemokratie. Frankfurt am Main 2011.

61 *Daniel Bell*, The World and the United States in 2013, in: *Daedalus* 116, 1987, 1–31, hier 13 f.